

ist *Middells* Interpretation des schmalen Grats, der Interesse und Gefühl voneinander trennt und der die Dynamik früh-neuzeitlichen Familienlebens kennzeichnet. Als der 25-jährige Ferdinand Dufour im Jahr 1791 seine Absicht bekannt gab, nach Paris zu übersiedeln, um die Frau seiner Träume zu ehelichen, hatte dies eine Krise für seinen Vater und die Familie zur Folge. Denn von ihm als dem ältesten Sohn wurde selbstredend erwartet, die Leitung des Familienbetriebs in Leipzig zu übernehmen. Sein Weggang nach Paris hätte den väterlichen Erbteil, der die Familie unterstützte, geteilt und die führende Stellung der Firma unterminiert. Lediglich durch Verhandlungen und geschickte Handhabungen der Familienmitglieder gelang es, Ferdinand von der Terheit seines Planes zu überzeugen. Am Ende kehrte er nach Leipzig zurück und heiratete die Tochter eines anderen calvinistischen Händlers.

Diese und ähnliche Episoden ergeben ein farbenprächtiges Gewebe mit französisch-stämmigen Calvinisten und Leipziger Wirtschaftsgeschichte. Ein fehlendes Element, das diese ohnehin beeindruckende Arbeit noch stärker gemacht hätte, wäre ein theoretischer Rahmen gewesen, oder zumindest die Berücksichtigung der reichhaltigen Literatur zu Kapitalansammlung und zur Soziologie der Religionen. In diesem Zusammenhang kommen einem spontan die Schriften von Marx und besonders von Weber und Sombart in den Sinn. So wäre zu fragen gewesen, ob und wenn ja, in welchem Ausmaß das Beispiel der Leipziger Hugenotten Webers Theorie einer „Protestantischen Ethik“ unterstützt, oder ob deren strahlender Erfolg lediglich das Resultat eines „Diasporaeffekts“ war. Solche Fragen könnten zukünftige Arbeiten an

diesem oder an verwandten Themen bereichern. Dennoch stellt *Middells* Buch eine wunderbare Einführung in die Kultur der Hugenotten und, allgemeiner gesprochen, in die Kaufmannskultur des 18. Jh.s dar; es ist ein Modell für zukünftige Studien zum städtischen Alltagsleben.

Robert Beachy

**Remieg Aerts, De Letterheren. Liberale Cultuur in de Negentiende Eeuw: Het Tijdschrift De Gids, J. M. Meulenhoff, Amsterdam 1997, 697 S.**

Es dürfte kaum eine andere europäische Gesellschaft geben, die sich selbst so sehr als „bürgerlich“ definiert wie die niederländische. Seit dem Aufstand gegen die Spanier im 16. Jh. sind die Niederlande geprägt von der Herrschaft städtischer Eliten und einer spezifisch „bürgerlichen“ Kultur, die nach eigenem Verständnis durch Selbstbeschränkung, Toleranz und Realismus gekennzeichnet ist. Für das „Goldene Zeitalter“ des 17. Jh.s haben Historiker wie Johan Huizinga oder Simon Schama dies anschaulich beschrieben. Dagegen ist das niederländische Bürgertum der jüngeren Zeit noch kaum erforscht. Dem Boom der deutschen Bürgertumsforschung mit ihren institutionellen Schwerpunkten in Bielefeld und Frankfurt hat die niederländische Geschichtswissenschaft bisher wenig entgegengesetzt. In diese Lücke stößt die Groninger Dissertation von *Remieg Aerts* über die Zeitschrift „De Gids“ im 19. Jh. Zugleich trägt *Aerts* damit zur Rehabilitierung dieses „farblosen“ Jahrhunderts bei, das in den Niederlanden lange im Schatten anderer Forschungsthemen gestanden hat.

„De Gids“ gilt bis heute als eine der einflußreichsten Kulturzeitschriften der Niederlande. Sein 150jähriges Jubiläum beging man 1987 mit einer Feier im Reichsmuseum in Anwesenheit der Königin. Der „Führer“ bzw. „Wegweiser“, wie der Titel übersetzt lautet, wurde 1837 als literarisches Rezensionsorgan gegründet, veröffentlichte aber von Beginn an auch ausführliche Artikel zu Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Im Laufe des 19. Jh.s entwickelte sich die Zeitschrift zu einem Sprachrohr des liberal-großbürgerlichen protestantischen Milieus. *Aerts* versteht den „Gids“ als „Manifestation“ dieses kulturellen Segments der niederländischen Gesellschaft. Er legt seiner Studie einen dynamischen Kulturbegriff zugrunde, der von jüngsten Theorien über Kultur als „Repräsentation“ beeinflusst ist und definiert die Zeitschrift als „Ort, an dem Kultur zustande kommt“, d.h. der „Gids“ steht zur bürgerlich-liberalen Kultur in einer dynamischen Wechselbeziehung. Er ist nicht nur ein Abbild liberaler Kultur, sondern formt als Diskussionsforum aktiv ihre Debatten. Der innere Zusammenhang des heterogenen thematischen Programms des „Gids“ erschließt sich über dessen ideologischen Hintergrund: Die einzelnen Jahrgänge sind alle geprägt vom Ideal eines freiheitlich-individualistischen Liberalismus, der weniger parteipolitische als allgemein-kulturelle, weltanschauliche Züge hatte. Obwohl *Aerts* in seiner Darstellung die Positionen der Autoren zu Fragen der Literatur, Kunst, Religion und Wissenschaft, Geschichte und Gesellschaft sowie zu Nationalismus und Kolonialismus ausführlich referiert, will er mehr als eine inhaltlich gegliederte Zusammenfassung der Beiträge bieten. Einzelne Artikel treten

hinter die Herausarbeitung des liberalen Programms und seiner Bezüge zur gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklung der Niederlande zurück. Mit dem Verlust dieser inhaltlichen Grundlage vor der Jahrhundertwende begründet *Aerts*, daß seine Studie im Jahr 1896 endet. Zugleich plädiert er dafür, die kulturelle Eigenständigkeit des 19. im Vergleich zum 20. Jh. anzuerkennen.

*Aerts* gliedert seine Untersuchung chronologisch in drei Abschnitte. Auf die Beschreibung der Gründung und der Jahre bis zum Vorabend der Verfassungsreform von 1848 folgen Kapitel über die Periode bis 1865, als nach einem Konflikt in der Redaktion der langjährige Redakteur Potgieter von seinem Amt zurücktrat, und über die Zeit von 1865 bis 1895, die den „Gids“ auf dem Höhepunkt des Erfolgs sah, aber mit den „Vragen des Tijds“ (1874) und dem „Nieuwe Gids“ (1885) auch Gegenründungen hervorbrachte, die gegen die zunehmende Behäbigkeit der Zeitschrift rebellierten.

Die Gründung des „Gids“ im Jahre 1837 kam eher zufällig zustande, aber die weit überwiegend akademisch-geisteswissenschaftlich gebildeten Redakteure und Autoren traten mit dem Anspruch an, mit unparteiischer, aufbauender Kritik frischen Wind ins niederländische Kulturleben zu bringen und die allgemeine Lethargie und Erstarrung der Jahre nach dem Abfall Belgiens 1830 zu überwinden. Gerade im Bereich der Literatur und Kunst zeigte sich eine biedermeierliche Gemütlichkeit, die nach Auffassung der „Gids“-Autoren das Mittelmaß konservierte und hinter den Leistungen des Auslands zurückblieb. Literatur und Wissenschaft hatten aufbauend und zukunftsorientiert zu sein. Man wandte

sich gegen eine romantische Verklärung der Vergangenheit und leitete aus der Geschichte die Verpflichtung ab, aktiv nach alter Größe zu streben. Der „Gids“ stand für „Fortschritt“, Erneuerung und Dynamik. Die Liberalität der Zeitschrift kam in ihrer rationalen, individualistischen, freisinnigen Einstellung und der Forderung nach der Übernahme von Verantwortung für das Gemeinwohl zum Ausdruck. Konkrete politische Forderungen nach einer Erneuerung der staatlichen Verwaltung, einer unabhängigeren öffentlichen Meinung und der Reform der autoritären Verfassung erhob man erst nach 1840, als vorübergehend der spätere Ministerpräsident Thorbecke zu den Autoren gehörte, politisch engagiertere Redakteure an Einfluß gewannen und die ursprüngliche literarisch-künstlerische Orientierung des „Gids“ zunehmend in den Hintergrund trat.

Die niederländische Verfassungsreform von 1848, die im Unterschied zu den europäischen Nachbarländern ohne revolutionäre Verwerfungen zustande kam, wirkte motivierend. Der „Gids“ stand in den kommenden Jahren für eine „konstitutionelle“ Haltung, die sich gegen Forderungen der Reaktion und der Republikaner ebenso wie gegen den niederländischen Konfessionalismus richtete, der im Schulstreit Ende der 1850er Jahre als politischer Faktor sichtbar wurde und für Spannungen auch in der Redaktion sorgte. Radikale Positionen jeder Couleur lehnte man ab. Der Politik mußten strenge sittliche Maßstäbe zugrunde liegen. Aufgabe des Staates war die Wahrnehmung übergeordneter Interessen, nicht die einer bestimmten politischen, religiösen oder sozialen Gruppe. Dabei hatte er möglichst wenig in Erscheinung zu treten. Dementsprechend setzte sich der

„Gids“ für Freihandel ein, appellierte in der drängender werdenden sozialen Frage an die „moralische Verantwortung“ der gehobenen Stände und setzte große Hoffnungen auf die „objektiven“ Leistungen moderner natur- und gesellschaftswissenschaftlicher Forschung. Ein wichtiges Thema wurden nach 1848 außerdem die Kolonien, die der „Gids“ als nationalen Gemeinschaftsbesitz verstand.

Mit dem Abgang des Chefredakteurs Potgieter 1865 läßt *Aerts* den dritten, umfangreichsten Teil seiner Studie beginnen. Der „Gids“ hatte sich zum Meinungsmacher des großbürgerlich-liberalen Establishments entwickelt, seine Redakteure nahmen gesellschaftliche Schlüsselstellungen ein. Der in den Artikeln zum Ausdruck kommende Liberalismus trug zunehmend positivistischere, nüchterne Züge und verlor den moralisierenden Unterton früherer Jahrzehnte. Gegenüber den sozialen und in den Niederlanden besonders entschlossenen konfessionellen Emanzipationsbestrebungen geriet er dennoch in die Defensive. Der bürgerliche Charakter der Zeitschrift und ihr traditionalistisches Kulturverständnis blieben erhalten, aber die unterschiedlichen Auffassungen „Alt-“ und „Jungliberaler“ hinsichtlich der Weiterentwicklung des politischen und wirtschaftlichen Systems oder der zukünftigen gesellschaftlichen Aufgaben des Bürgertums spiegelten sich vielfältig in den Artikeln wider. Sie ließen die programmatische Geschlossenheit der Gründungsphase nicht mehr zu – emotionale Appelle an die „Gemeinschaft“ der Nation und die Abkehr von dem alten Ideal einer bürgerlichen Elite wirkten nicht überzeugend. Besonders im Bereich der Literatur und Kunst belegte der Trend zur Musealisierung

und Retrospektion, daß der „Gids“ seinen dezidierten Innovationsanspruch verloren hatte und zu einer kulturkonservativen Zeitschrift geworden war.

*Aerts* kann in seiner „intellektuellen Zeitschriftenbiographie“ überzeugend darlegen, wie die „Gids“-Autoren im 19. Jh. gesellschaftliche Themen aufgriffen und liberale Dogmen auch scheinbar unpolitische wissenschaftliche oder literarische Veröffentlichungen prägten. Über die Rezeption dieser Beiträge in der niederländischen Öffentlichkeit hätte man sich dagegen gelegentlich mehr Informationen gewünscht, wobei *Aerts* selbst auf das Quellenproblem bei der Beantwortung dieser Frage hinweist. Die Konzentration auf die behandelten Themen führt zudem dazu, daß die Autoren und sogar die Redakteure, deren Biographien in unterschiedlicher Ausführlichkeit in den Text eingeschoben sind, eher blaß bleiben. Aus dem allgemeinen Profil des typischen „Gids“-Mitarbeiters – männlich, akademisch gebildet, meist mit einem geisteswissenschaftlich-theologischen Hintergrund und vor allem in den 1880er Jahren herausgehobene gesellschaftliche Stellungen bekleidend – treten nur selten einzelne Autoren klarer heraus. Dies liegt auch daran, daß *Aerts* trotz gegenteiliger Absichten einer enzyklopädischen Herangehensweise nicht immer entkommt, bei der sich letztlich doch alle in einem bestimmten Zeitabschnitt im „Gids“ zur Sprache gekommenen Themen in seiner Darstellung wiederfinden. Hier wäre vor allem im zweiten und dritten Teil eine stärkere Zuspitzung der Argumentation möglich gewesen. Dennoch stellt *Aerts*’ Untersuchung eine eindrucksvolle und spannend zu lesende Forschungsleistung dar, die durch ihren umfassenden

Einblick in die kulturelle und gesellschaftliche Vorstellungswelt des niederländischen Großbürgertums auch wertvolle Perspektiven für europäische Vergleiche eröffnet.

Christoph Strupp

**Andreas Wirsching, Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, Oldenbourg München 1999 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 40), X, 702 S.**

Das vorliegende Buch verfolgt zwei Ziele. *Wirsching* geht es in seiner Regensburgener Habilitationsschrift von 1995 einerseits darum, die linken und rechten Extremismen, Kommunismus und Faschismus, in Paris und Berlin in vergleichender Perspektive darzustellen. Andererseits möchte er der Frage nachgehen, inwieweit sich Ernst Noltes Faschismusbegriff im Interesse einer historisch-genetischen Dimension mit dem totalitarismustheoretischen Ansatz verbinden läßt (S. 21). Dabei möchte der Verf. immer auch prüfen, inwieweit „die zeitlich vorlaufende Existenz des einen – kommunistischen – Pols die Ausbildung des konträren – rechts-extrem-faschistischen – Pols hervorrief“ (ebenda).

Ohne zögern stimmt man dem Verf. zu, es habe sich beim Widerstreit von Rechts und Links um den Prozeß einer kumulativen Radikalisierung gehandelt. Richtig ist sicher auch der Hinweis, es habe in beiden Ländern, obwohl es letztlich keinen Bürgerkrieg gegeben hat, „ein Paradigma [existiert], in dem sich latente und offene Bedrohungsängste, Mißbehagen an den poli-